

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 21

Illustration: [s.n.]
Autor: Stauber, Jules

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Blick in die Schweiz: Gehört und gelesen

Der Stellenwert

«Der Stellenwert der Frau muss angehoben werden», erklärte eine um die Emanzipation der Frau besorgte Dame an unserem Radio, und so sehr man dem, was sie damit wohl meinte, beipflichten kann, so sehr störte die Form, in der sie es sagte. Mit dem Grad der verbalen Verschwommenheit einer Aussage steigt ja nicht auch die Ueberzeugungskraft.

Bei einer wachsenden Zahl von Zeitgenossen besteht die Meinung, je modisch geschwollener eine Aussage klinge, desto denkwürdiger sei sie. In dieser Beziehung haben wir wohl noch einiges zu erwarten, falls man nicht – wie es neuerdings auch unsere Fernsehsprecher zu formulieren beginnen – sagen will, es stehe uns diesbezüglich noch einiges ins Haus.

Einige der jüngsten Reden hoher Politiker lassen vermuten, dass auch Volksvertreter in zunehmendem Mass versuchen, es den wirklichen oder angeblichen Fachleuten aus den Gebieten der Technik, Wirtschaft und Soziologie gleichzutun und mangelnde Präzision der Aussage mit eindrücklichen Wortgebilden zu vertuschen. Das gelingt zweifellos, sobald die Indoktrination kontraproduktiver Nullwachstumsraten im Rahmen einer Minimierung des Nachvollzugs effizienter Sachzwänge sozialpartnerschaftlich zur institutionalisierten Integration der konzertierten Programmatik führt.

Das maximierte Selbstwertgefühl

Dass es dabei den sprachlichen Gewalttätern weniger darum geht, eine Sache verständlich zu machen, als vielmehr die eigene Bedeutung zu erhöhen, zeigt sich darin, wie oft Endresultate, äusserste Extreme, grundlegende Prinzipien, falsche Legenden oder ein gemeinsamer Konsens bemüht werden, um nur einige «Beispiele von exemplarischer Bedeutung» zu nennen. Diese gestelzte und unnötige Ueberbeladung der Sprache wird auch in der Wirtschaft gerade jetzt wieder zelebriert in den Geschäftsberichten mancher Unternehmen. Dass ingeniose Praktiker innovatorischer Anstrengungen weit weniger imponierende Kenner der Interpunktionsregeln sind und vom Komma nur sicher wissen, welche Bedeutung seine Verschiebung in einer Zahlenreihe hat, mag noch hingehen. Aber was das unnötige sprachliche Aufplustern anbetrifft, macht es die sonst so rationalisierungsbewusste Wirtschaft ebenso signifikant, um nicht zu sagen uneffizient, wenn sie, wohlklingenden Ballast zusetzend, aus Aufforderung oder Signal oder Aufgabe oder Symbol genüsslich Aufforderungscharakter oder Signalwirkung oder Aufgabenstellung oder Symbolwert macht, um damit beim Leser eines Geschäftsberichtes nicht etwa eine Ueberraschung, sondern einen Ueberraschungseffekt auszulösen. Es gäbe da gewiss noch andere Möglichkeiten, wenn es heute nicht verboten wäre, sie anders als «Optionen» zu nennen.

Die Vergangenheitsbezogenheit

In einer einzigen dieser respektablen Schilderungen von Geschäftsgängen, zu denen in Hochglanz-Kunstdruck geschritten wurde wie zu einer Inbetriebnahme, stiess man unter rund 2000 Wörtern gleich dreimal auf «nichtsdesto-

trotz» und «Vergangenheitsbezogenheit». Dazu lässt sich vergangenheitsbezogen sagen, dass es einst zum verbreiteten Spass unter Studenten gehört hatte, mit neuen Wortbildungen zu blödeln, so wie man etwa in unserer eigenen Sünden Maienblüte aus «schaurig» und «sonderbar» kombinierend «schauderbar» gemacht hat. Studentenscherze waren auch Sprachschöpfungen wie «zweifelsohne» (aus zweifellos und ohne Zweifel) oder – eben «nichtsdestotrotz» (aus trotzdem und nichtsdestoweniger). So hat es denn auch eine tröstliche, nämlich erheiternde Seite, wenn ernsthafte Redner und Autoren für ihre sprachliche Gestelztheit damit büßen, indem sie, wenn auch ungewollt, eine gekonnte Vorstellung im Blödeln geben bei Gelegenheiten, wo sie selbst sich auch nur den Anflug eines Scherzes strikte verbeten haben möchten.

Im übrigen scheint die Rezession überwunden zu sein. Die Zahl der Arbeitslosen ist gesunken; der Frühling äussert sich im Zeitungswald darin, dass die Zahl der Stelleninserate wächst. Ueberall werden Leute gesucht mit «guten Fremdsprachenkenntnissen». Gute Kenntnisse der Muttersprache werden selten gefordert. Vorhandenes genügt scheint's! Doch wenn es zutrifft, dass Klarheit der Sprache nur möglich ist, wo präzise gedacht wurde, muss man sich zwar fragen, ob in Stelleninseraten nicht besser Denkfähigkeit statt Beherrschung der Muttersprache gefordert würde. Aber wer denkt schon so präzis – oder überhaupt!

Bruno Knobel

